

„HERR ÜBER DIE HERZEN“? FRIEDRICH II. IM ZEITALTER DER EMPFINDSAMKEIT*

Ute Frevert

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

ABSTRACT

„RÈGNER SUR LES COEURS“: FREDERICK II IN THE AGE OF SENSIBILITY

The article focuses on the Prussian king Frederick II and analyzes his “emotional policies”. Although, like most of his contemporaries, he considered himself to be an *homme sensible*, in direct reference to the Age of Sensibility, his policies spoke a different language: he acted ruthlessly by embarking on war whenever it suited his interests while his people felt the ensuing financial squeeze. Why, then, did he write so fervently about political emotions in his manifestos and testaments? Why did he praise monarchs whose aim was to be loved rather than feared by their subjects? What did the fact that he spoke of his own love for his people mean? How did this love materialize, and how did the people receive it? The article argues that Frederick was indeed keen on presenting himself as a loving and beloved king because he had developed an interest in his people as productive and imaginative as well as obedient but not necessarily oppositional subjects. He thus engaged in policies that aimed at reaching out to the people by fashioning himself as an approachable king: he invited them to write petitions and complaints and always staged his returns from expeditions or wars with ceremonious displays of loyalty from the gathered crowds. It is certainly hard to judge how this policy was received by the people. The available sources allow us to discern a growing sense of pride and expectation among urban dwellers, who engaged in a two-way communication with the king: on the one hand, they gladly and thankfully showed him their devotion, love, and reverence; at the same time, however, they put demands on his time and approachability. Gradually they started thinking in terms of laying down conditions: if the king wants us to love him, we want something back, we want him to prove his love for us. At this point, some scant traces of a change in political communication may be identified – a change that became more pronounced and evident after the French Revolution.

Key words: Frederick II in Prussia, Age of Sensibility, Politics of Emotion, Subjecthood and Citizenship, Authority

Słowa kluczowe: Fryderyk II Pruski, czasy epoki wrażliwości, polityka emocji, poddaństwo i obywatelstwo, władza

* Ich danke Dr. Kerstin Singer für ihre überaus sorgfältigen und umfangreichen Materialrecherchen, bei denen sie von Rhea Peters, Joseph Prestel und Katrin Purschke unterstützt wurde.

Friedrich II. war, so steht es in den Geschichtsbüchern, ein Monarch des aufgeklärten Absolutismus. In seinen philosophischen und literarischen Interessen der französischen Aufklärung und ihren wichtigsten Repräsentanten zugeneigt, entwickelte er ein rationales Verständnis des modernen Staates und sah sich selber als dessen ersten Diener¹. Der Nachwelt erschien er darüber hinaus oft als gefühllos, kalt und berechnend, als Inkarnation jener preußischen Tugenden, die beileibe nicht überall geschätzt wurden. Er sei menschenfeindlich und hart gewesen, gegen sich selber ebenso wie gegen andere.

Gegen diesen Vorwurf nahmen den Großen Friedrich jüngst zwei seiner Nachfahren in Schutz. Unter Hinweis auf seine Hundeliebe zeichneten sie das Porträt eines Königs, der nicht nur in seine Windspiele vernarrt, sondern auch manchen menschlichen Wesen freundschaftlich-liebevoll zugetan war². Eine solche emotionale Ehrenrettung, in einem namhaften Verlag publiziert, kommt zu einer Zeit, in der Gefühle, auch und gerade die von Politikern und Staatenlenkern, sehr wichtig genommen werden. Wer heute keine Gefühle zeigt oder wer falsche Gefühle zum falschen Zeitpunkt zum Ausdruck bringt, hat in der Öffentlichkeit einen schweren Stand. Der Verdacht liegt nahe, dass nun auch Friedrich II. posthum in die aktuelle Gefühlskultur eingepasst und vermenschlicht werden soll.

Aber ist das, was wir gegenwärtig beobachten und als Emotionalisierung des öffentlichen Raums beschreiben können, grundsätzlich anders als das, was sich dort zu Lebzeiten Friedrichs abspielte? Gab es nicht bereits im 18. Jahrhundert eine Karriere der Gefühle und eine Kultur, die deren Erzeugung, Kultivierung und Präsentation große Aufmerksamkeit schenkte? Nicht zufällig trug das aufgeklärte Säkulum den Beinamen „Zeitalter der Empfindsamkeit“. *Sensibilité* und *sensibility* hatten in Europa einen guten Klang, und die Schlüsseltexte empfindsamer Literatur – Richardsons Pamela, Rousseaus Julie und Goethes Werther – fanden weite und schnelle Verbreitung. In manchen adligen Kreisen und im gebildeten Bürgertum entwickelte sich ein Stil des sozialen Umgangs, der Gefühlen einen hohen Stellenwert einräumte. Starke und aufrichtige Gefühle zu haben gehörte ebenso zum empfindsamen Habitus wie die Fähigkeit, sie auf verständliche Weise mitzuteilen. Dabei galt die Introspektion – das Sich-Selbst-Fühlen – als Bedingung für das, was Zeitgenossen als wichtigste menschliche Fähigkeit und Tugend rühmten: das Mitfühlen mit anderen. Ob Adam Smith, Jean-Jacques Rousseau oder Gotthold Ephraim Lessing: Mitgefühl war für sie alle (und viele andere) der Kern individueller Humanität und das Fundament gesellschaftlicher Ordnung.

¹ Pars pro toto: *Der Idealtyp des aufgeklärten Herrschers*, hg. G. Birtsch, Hamburg 1987, S. 9–47.

² S. Prinzessin von Preußen u. F.W. Prinz von Preußen, *Die Liebe des Königs. Friedrich der Große, seine Windspiele und andere Passionen*, Berlin 2006. Ein sehr viel negativeres Bild zeichnet W. Bringmann, *Friedrich der Große. Ein Porträt*, München 2006, S. 55–103. Für Psychoanalytiker war Friedrich ein beliebtes Studienobjekt: E. Lürben, *Reinszenierung eines massiven Traumas. Leit motive im Leben Friedrichs des Großen* [in:] *Die klugen Sinne pflegend*, hg. J. Gutwinski-Jeggle u. J.M. Rotmann, Tübingen 1993, S. 414–431; E. Lewy, *Die Verwandlung Friedrichs des Großen* [in:] *Psyche* 49 (1995), S. 727–804.

Doch wie hielten es die Verfechter des Mitgefühls mit denjenigen, die über dieser Ordnung standen? Sollte das Credo der Empfindsamkeit auch im Ohr der Fürsten widerhallen? Erwartete man von ihnen, dass sie ähnliche Gefühle und Verhaltensweisen zeigten wie ihre aufgeklärt-sensiblen Bürger? Rechnete man vielleicht sogar damit, dass ein Monarch, der sich den Postulaten der *sensibilité* annäherte, ein anderes Verhältnis zu seinen Untertanen entwickelte? Und wie sah umgekehrt die Perspektive der Fürsten aus? Wie stand Friedrich II., nach eigener Auskunft „né sensible“, zur empfindsamen Mode seiner Zeit?³ Welche Rolle spielten Gefühle für sein Verständnis von Herrschaft und die darauf gründende politische Praxis? Was bedeutete es, wenn seine Lieblingsschwester Wilhelmine ihn auf „votre coeur et votre sensibilité pour vos sujets“ ansprach?⁴

Nicht ob Friedrich gefühlkalt oder leidenschaftlich war, steht also im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen. Ebenso wenig interessiert hier die schon von Zeitgenossen diskutierte Frage, wie sich die königliche Gefühlsökonomie über die Jahrzehnte veränderte (von weichen „Empfindungen der Humanität“ zu Ernst, Strenge und Härte) oder ob der König wahre oder verstellte Gefühle gezeigt habe⁵. Worum es stattdessen geht, ist die Art und Weise, wie dieser Monarch Gefühle als Herrschaftsmittel einsetzte: wie er sie kommunizierte, inszenierte, nutzte. Herrschaft, heißt es bei Max Weber, bedarf der Zustimmung der Beherrschten. Deren „Fügsamkeit“ kann negativ oder positiv erzeugt werden: negativ, wenn ihr die Furcht vor allfälligen Sanktionen zugrunde liegt; positiv, wenn sie auf dem Glauben an die Legitimität der Herrschaft beruht⁶. Jener Glaube verbindet sich mit unterschiedlichen Gefühlen: mit Treue und Vertrauen, Ergebenheit und Hingabe, Verehrung und Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit. Solche Gefühle aber stellen sich nicht automatisch ein; sie müssen erweckt, gepflegt, wiederholt gezeigt werden. Sie sind Gegenstand und Melodie dessen, was Bruno Preisendörfer „Politik der Herzen“ genannt hat⁷.

Wie diese Politik unter Friedrich II. aussah, soll in drei Schritten beleuchtet werden. Am Anfang steht das emotionale Selbstkonzept des Monarchen, wie es durch Erziehung, Lektüre, Erfahrung und Reflexion geprägt war. Welcher Herrschertyp wollte Friedrich sein? Wie wollte er wahrgenommen werden? Wem eiferte er nach, von wem distanzierte er sich? In einem zweiten Schritt wird dieses normative Selbstbild konfrontiert mit der Gefühlspolitik, die der König im Umgang mit seinen Untertanen

³ Brief Friedrichs an Madame de Camas v. 30.8.1745 [in:] *Oeuvres de Frédéric le Grand*, hg.v. J.D.E. Preuss, Bd. 18, Berlin 1851, S. 162. Zu seiner Haltung zur empfindsamen Literatur vgl. U. Steiner, *Die Sprache der Gefühle. Der Literaturbegriff Friedrichs des Großen im historischen Kontext* [in:] *Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte*, hg. B. Wehinger, Berlin 2005, S. 23–49.

⁴ Brief Wilhelmines an Friedrich v. 10.9.1757 [in:] *Oeuvres 1856*, Bd. 27/1, S. 342.

⁵ J.G. Herder, *Briefe zur Beförderung der Humanität (1793)*, Berlin 1971, Zitat, S. 34; zum Th. der Verstellung s. Ch. Clark, *Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947*, München 2007, S. 227; *Der königliche Freimaurer Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit*, hg. G. Berthold Volz, Berlin 1932, Bd. 1, S. 151, 186, 246; Bd. 2, S. 239.

⁶ M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft (1922)*, Tübingen 1972, S. 122–124.

⁷ B. Preisendörfer, *Staatsbildung als Königskunst. Ästhetik und Herrschaft im preußischen Absolutismus*, Berlin 2000, S. 351.

an den Tag legte. Welche Gefühle erwartete er von ihnen und welche setzte er seinerseits in Szene? Wo und wie funktionierte die emotionale Kommunikation? Zuletzt rücken die Untertanen selber ins Bild. Welche Gefühle zeigten sie ihrem König? Und welche wünschten sie sich von ihm? Wollten sie tatsächlich einen empfindsamen Monarchen – oder doch lieber einen, der alle Welt das Fürchten lehrte?

1. DIE ERZIEHUNG EINES KÖNIGS UND DIE „FORMIRUNG“ DES „GEMÜTHS“

Am Anfang war Erziehung – auch und gerade bei den europäischen Fürsten des 18. Jahrhunderts. Schon in jungen Jahren kamen sie in die Obhut sorgfältig ausgewählter Erzieher, die sie auf ihre Rolle als künftige Monarchen vorbereiten sollten. Als Friedrich Wilhelm I. seinen sechsjährigen Sohn dem Grafen von Finkenstein und dem Obristen von Kalkstein überantwortete, gab er ihnen eine Instruktion mit auf den Weg, die die Ziele und Methoden der Prinzerziehung genau festschrieb. In weiten Teilen ähnelte sie den Anweisungen, die bei seiner eigenen Erziehung maßgebend gewesen waren, bis in den Wortlaut hinein. Gleich zu Beginn war davon die Rede, wie wichtig es sei, „daß das Gemüth, woraus alle menschliche Handlungen herfließen, der Gestalt formiret werde, daß es von der ersten Jugend an, eine Lust und Hochachtung zur Tugend, hegegen einen Abscheu und Eckel vor die Laster bekomme“. Dazu ver helfe „wahre Gottesfurcht“ sowie „Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour“. Bevor er jene Begierde ausbilde, solle der Prinz allerdings „erst den Ruhm, daß er ein honnete homme ist, erwerben“⁸.

Das Ideal des *honnete homme*, wie es seit dem späten 16. Jahrhundert entworfen worden war, erfreute sich in Kreisen des europäischen höfischen Adels großer Beliebtheit. Es beinhaltete eine allgemeine Bildung, Weltgewandtheit, gute Umgangsformen und die Fähigkeit zu geistreicher Konversation⁹. Empfindsamkeit allerdings war nicht gefragt. Sie trat erst im 18. Jahrhundert mit der Vorstellung vom *homme sensible* auf den Plan, der *coeur* und *esprit* vereinigen und besonders eins nicht sein sollte: *indifférent*. Einen *homme sensible* zeichnete nicht nur die physische Fähigkeit aus, sinnliche Eindrücke zu empfangen, sondern er verfügte auch und vor allem über die moralische Kraft, mit und für andere zu fühlen¹⁰.

Die neue Leitfigur stand damit keineswegs im Gegensatz zur Aufklärung; vielmehr war sie ein wichtiger Bestandteil ihrer Philosophie. Selbst jemand wie Voltaire setzte sich intensiv damit auseinander, bezeichnete sich als *sensible* und wurde von

⁸ Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., hg. F. Cramer, Hamburg 1829, Zitate S. 7f., 11f.; zur Instruktion von 1695: N. Bachmann, M. Weinland, *Im Dienste Preußens: Wer erzog Prinzen zu Königen?* Berlin 2001, S. 65–67.

⁹ A. Höfer u. R. Reichardt, *Honnete homme, Honneteté, Honnetes gens* [in:] *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820*, hg. R. Reichardt u.a., H. 7, München 1986, S. 7–73.

¹⁰ F. Baasner, *Der Begriff ‚sensibilité‘ im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 1988, S. 47–51, 95–107.

seinen Zeitgenossen ebenfalls so angesehen. Und auch der Marquis d'Argens, ein weiteres Mitglied der berühmten Tafelrunde am Hof Friedrichs II., führte *coeur* und *esprit* zusammen, lobte das empfindsame Mitgefühl als Bedingung von Soziabilität und betonte (gegen Descartes), dass Ideen und Begriffe nicht nur aus der Reflexion herrührten, sondern auch aus der Empfindung (*sensation*). „Je sens, donc je suis“, hieß es 1737 in seinem stark rezipierten Hauptwerk „La philosophie du bon sens“¹¹.

Der Marquis d'Argens kam 1741 auf Einladung des preußischen Königs nach Berlin bzw. Potsdam, und er blieb dort als Kammerherr mehr als ein Vierteljahrhundert lang. Als Friedrich während des Siebenjährigen Krieges mehrfach davon sprach, sich aus Verzweiflung, Trauer und Verbitterung das Leben nehmen zu wollen, war ihm „mon cher Marquis“ ein wichtiger Vertrauter, vor dem er seine Gefühlslage ungeschminkt ausbreitete. Seine seelische Kraft (*la sensibilité de mon ame*), schrieb er dem Freund im September 1762, sei „ganz erschöpft“, und es habe sich „eine Hülle von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit (*d'indifférence et d'insensibilité*) um mich gelegt“. Diese Form der *indifférence* war, wohlgemerkt, nicht zu verwechseln mit jener blasierten Teilnahmslosigkeit, die von Anhängern der *sensibilité* aufs Korn genommen und als Gegenteil von *bienveillance* scharf kritisiert wurde. Sie resultierte vielmehr aus Friedrichs zunehmendem Unvermögen, jenes Prinzip zu befolgen, das er sich in den Anfangsjahren des langen Krieges zur Leitlinie gemacht hatte. „Kaltblütigkeit“, erklärte er dem Marquis im Juli 1757, sei jetzt das, wonach er strebe:

In diesen fatalen Zeiten muß man sich mit einem eisernen Sinn und ehernen Herzen wappnen, um jedes Gefühl zu verlieren. Jetzt hat der Stoizismus seine Zeit. Die armen Jünger Epikurs könnten zu dieser Stunde keine Phrase ihrer Philosophie zum besten geben.

Doch offenbar fiel es Friedrich nicht leicht, seine Gefühle auszuschalten. „Kein Tag vergeht,“ schrieb er im November 1759, „wo ich nicht Zuflucht zur Fühllosigkeit Zenos nehmen muß ... Epikur ist der Philosoph der Menschheit, Zeno der der Götter, und ich bin ein Mensch. Seit vier Jahren mache ich nun mein Fegefeuer durch“¹².

Als Mensch besaß Friedrich nicht nur eine *sensibilité physique* und war Sinnesindrücken unmittelbar ausgesetzt. Er sah sich auch als wehrlosen Spielball starker Gefühle, gegen die er sich trotz aller Anleihen beim Stoizismus nicht zu immunisieren vermochte. „Schmerz“, „Bestürzung, Kummer, Entrüstung, Verdruß, das alles zerreißt mir die Seele“, kommentierte er 1759 die Kapitulation eines seiner Generäle. Drei Jahre später war es ihm dann offenbar doch gelungen, den ersehnten Zustand göttlicher Fühllosigkeit zu erlangen. Doch erkannte er nun auch dessen Preis. *Indifférence* und *insensibilité* ließen ihn „fast ganz untauglich werde[n]“, klagte er dem

¹¹ Ebd., S. 140 f. (Voltaire), 65, 98 (d'Argens); J.-B. de Boyer d'Argens, *La Philosophie du bon sens, ou réflexions philosophiques sur l'incertitude des connaissances humaines*, Den Haag 1737, ND 1972, S. 190.

¹² *Mein lieber Marquis! Friedrich der Große, sein Briefwechsel mit Jean-Baptiste d'Argens während des Siebenjährigen Krieges*, hg. v. H. Schumann, Zürich 1985, Zitate S. 355, 86, 168. Zu d'Argens und seinem Verhältnis zu Friedrich II. vgl. auch Reinhart Meyer-Kalkus, *Die Gärten Epikurs in Sanssouci – Französische Epikureer und Materialisten am Hofe Friedrichs von Preußen* [in:] F. Beilecke u. K. Marmetschke (Hg.), *Der Intellektuelle und der Mandarin*, Kassel 2005, S. 675–724.

Marquis¹³. Empfindungen und Gefühle abzutöten war, so schien es, gleichbedeutend mit dem Verlust von Lebendigkeit und Handlungsfähigkeit. „Je sens, donc je suis“: Hier erfuhr Friedrich am eigenen Leibe, wie viel Wahrheit in der Sentenz seines Philosophen-Freundes steckte.

Doch schloss auch ein sensualistisches oder, wie Friedrich es formulierte, epikureisches Verhältnis zum Leben nicht aus, an seinen Gefühlen zu arbeiten. Wer sich der „Wut seiner zügellosen Leidenschaften“ überlasse, sei „eine unbezähmbare Bestie“, notierte der König 1759, mit Blick auf den „von Tag zu Tag unmenschlicher und barbarischer“ werdenden Krieg¹⁴. Ein richtiges Verständnis Epikurs lege es darauf an, die „Seelenruhe zu bewahren – in den Augenblicken, wo alles ringsum seine Leidenschaften erregt und aufreizt“. Das geschehe nicht dadurch, dass man „jede Verlegenheit, jede unangenehme Tätigkeit“ meide, um „seine Seele nicht der Gefahr aus[zusetzen, von Verdruß, Zorn und andren Leidenschaften erregt zu werden“. Im Gegenteil gehe es darum, aktiv in die Welt einzugreifen und die dabei auftretenden Leidenschaften gleichwohl im Zaum zu halten¹⁵.

Als preußischem Monarch stand es Friedrich gar nicht an, „die Welt gehen zu lassen, wie sie geht“¹⁶. Dass er durch seine außen- und innenpolitischen Aktivitäten bei vielen Menschen heftige Gefühle und Leidenschaften erregte, war ihm ebenso bewusst wie die Tatsache, dass auch er von solchen Gefühlen geleitet wurde. Alle politischen Handlungen und Entscheidungen, schrieb er 1747 in den seinem Bruder gewidmeten „Mémoires“, würden von Gefühlen motiviert: in der Außenpolitik von Rache, Stolz, Ehrsucht oder Missgunst, in der Innenpolitik von der Liebe zum eigenen Land¹⁷.

Liebe zum eigenen Land: Davon war in den Erziehungsanweisungen Friedrich Wilhelms I. nicht die Rede gewesen. Das Gefühl der Liebe blieb hier für den leiblichen Vater reserviert – und für den „Soldatenstand“¹⁸. Als Friedrich II. 1751 seinerseits eine Instruktion für den Erzieher seines designierten Nachfolgers verfasste, wies er der Aufgabe, dem Neffen „Neigung zum Militär“ beizubringen, ebenfalls „größte Bedeutung“ zu. „Vor allem“ aber solle der künftige König „zur Anhänglichkeit an dies sein Land begeistert werden.

Niemand darf mit ihm andere als gut patriotische Reden führen“¹⁹. Ein Jahr später, in seinem ersten Politischen Testament, sprach Friedrich explizit von der „Liebe“ zu „meinen Mitbürgern“, denen er noch posthum „nützlich“ sein wolle, indem er ihnen seine Einsichten und Lehren in Papierform hinterlasse. Was die Erziehung eines Prin-

¹³ Mein lieber Marquis, S. 165 f., 355 (frz. Originale in: Oeuvres, Bd. 19, 1852, S. 396 f.).

¹⁴ Mein lieber Marquis, S. 117.

¹⁵ Briefe über die Vaterlandsliebe (1779) [in:] G.B. Volz, *Die Werke Friedrichs des Großen*, Bd. 8, Berlin 1913, Zitate S. 283, 286.

¹⁶ Ebd., S. 283.

¹⁷ *Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg* [in:] Oeuvres, Bd. 1, 1846, S. 117: „On se trompe toujours, si l'on cherche hors des passions et du coeur humain les principes des actions des hommes.“

¹⁸ *Zur Geschichte*, S. 11, 15.

¹⁹ G.B. Volz, *Die Werke...*, Bd. 7, 1912, S. 206.

zen angehe, müsse die „Hauptsorge seiner Umgebung“ darin bestehen, „sein Herz zu bilden. Er sei dankbar für geleistete Dienste, zärtlich gegen seine Freunde, voller Mitleid gegenüber dem menschlichen Elend, erfüllt von seelischem Schwung ... Vor allem aber wünschte ich, daß er menschenfreundlich, mild, der Gnade zugänglich und tolerant würde“²⁰.

In solchen Ratschlägen spiegelte sich Friedrichs Lektüre von Francois Fénelons „Telemach“ (1699), eines der erfolg- und einflussreichsten Bücher des 18. Jahrhunderts. Der französische Erzbischof und Prinzenzieher hatte den Bildungsroman eines Fürstensohns geschrieben, der, „né dur et hautain“, durch die Erfahrung eigenen Unglücks schließlich menschlich geworden (*devenu homme*) sei. Menschlichkeit aber zeige sich in der Fähigkeit zum Mitgefühl. „Sans cette compassion, on n’a ni bonté, ni vertu, ni capacité pour gouverner les hommes“²¹. Gute Regenten, diesen Spruch schrieb sich Friedrich ins Stammbuch, waren solche, die den Untertanen mitfühlend, barmherzig und mild gegenübertraten. Härte und Unempfindlichkeit (*dureté*) dagegen zählten zu den schlimmsten Lastern eines Fürsten²².

Um das aus seiner Sicht ideale Verhältnis zwischen König und Untertanen zu kennzeichnen, bemühte Friedrich gern familiäre Metaphern. Ein Fürst, der von seinen Untertanen akzeptiert und geliebt werden wolle, habe ihnen als Vater zu dienen; ein „gut regiertes Königreich muß wie eine Familie sein, deren Vater der Fürst und deren Kinder die Bürger sind. Glück und Unglück werden geteilt; denn der Herrscher könnte nicht glücklich sein, wenn sein Volk elend ist“²³. Was aber verbarg sich hinter dem Topos der väterlichen Regierung? Im zeitgenössischen Begriff des Vaters schwang Vieles, zutiefst Gegensätzliches mit: Er konnte grausamer Tyrann und Despot sein, aber auch liebevoller Freund und Vertrauter. Beim eigenen Vater, der ihm 1718 „wahre Liebe und vollkommen Vertrauen“ zugesichert und abverlangt hatte, nahm Friedrich zehn Jahre später „grausamen Haß“ wahr; seine Bitte um „Gnade“ verhallte ungehört²⁴. Selber kinderlos, suchte sich Friedrich als König und „Vater“ seinen Untertanen später als gütig, milde, barmherzig, gnädig, freigiebig und wohl-tätig zu empfehlen. Im Gegenzug erwartete er Liebe, die sich in Form von Gehorsam und Verehrung äußern sollte.

An diesem Punkt schieden sich die Generationen. Friedrich Wilhelm I. hielt es noch mit Machiavelli, der das „Band der Furcht“ als sehr viel dehnbarer und aus-

²⁰ Ebd., S. 117, 189.

²¹ F. Fénelon, *Télémarque* [zit. in:] F. Baasner, op.cit., S. 120. Vgl. dazu J. Le Brun, *Du privé au public: L'éducation du prince selon Fénelon* [in:] *Le savoir du prince*, R. Halévi (Hg.), Paris 2002, S. 235–261. S. auch J. Meyer, *L'éducation des princes en Europe du XVIe siècle au XIXe siècle*, Paris 2002.

²² H. Durchhardt, *Politische Testamente und andere Quellen zum Fürstenethos der frühen Neuzeit*, Darmstadt 1987, S. 274 (Zweites Politisches Testament Friedrichs II. von 1768); Frédéric le Grand, *Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe (1738)* [in:] *Oeuvres*, Bd. 8, 1848, S. 1–30, v.a. S. 28 f.; Friedrich der Grosse, *Regierungsformen und Herrscherpflichten* [in:] G.B. Volz, *Die Werke...*, Bd. 7, 1913, S. 225–237, v.a. S. 236.

²³ Friedrich II., *Considérations*, S. 28; ders., *Briefe über die Vaterlandsliebe (1779)* [in:] G.B. Volz, *Die Werke...*, Bd. 8, 1913, S. 281.

²⁴ *Zur Geschichte...*, Zitate S. 11, 34.

dauernder gelobt hatte als das „Band der Liebe“²⁵. Auch Sohn Friedrich verließ sich in militärischen Dingen darauf: Soldaten müssten, schrieb er 1768 in seinem Militärischen Testament, „ihre Offiziere mehr fürchten als alle Gefahren, denen sie ausgesetzt werden“²⁶. Als Landesvater jedoch wollte er seinen Untertanen nicht Furcht, sondern Liebe einflößen. Sein „Antimachiavell“ von 1739 konstatierte kühn,

daß ein König, dessen ganze Staatskunst nur darauf hinausläuft, daß man ihn fürchtet, ein Herr über Sklaven sein wird; großer Leistungen darf er sich von seinen Untertanen nicht versehen, denn was in Furcht und Zagen geschieht, das sah noch immer danach aus. Ein Fürst hingegen, dem es gegeben ward, Liebe zu erwecken (*de se faire aimer*), wird wirklich Herr über die Herzen sein²⁷.

2. RÉGNER SUR LES COEURS: DIE GEFÜHLSPOLITIK FRIEDRICHS II.

Mit dieser Einstellung stand Friedrich nicht allein. Auch andere Fürsten Europas hatten ihr Herrschaftsverständnis inzwischen von Furcht auf Liebe umcodiert²⁸. Wie aber stellte man es an, die Liebe der Untertanen zu erwerben? Und welche Art von Liebe hatte Friedrich seinerseits im Sinn, als er Voltaire im Juni 1740 mitteilte: „In Zukunft ist mein Volk, das warm ich liebe, der einz'ge Gott, dem meine Arbeit gilt“²⁹?

Anders als sein Vater, der Preußen hochverschuldet übernommen hatte, konnte es sich Friedrich leisten, seiner vorgeblich warmen Liebe zum Volk materiellen Ausdruck zu verleihen. Der wohlgefüllte Staatsschatz erlaubte ihm populäre Maßnahmen, die Friedrich Wilhelm I. tunlichst unterlassen hatte. „Wir wollen nicht“, teilte er den Behörden beim Regierungsantritt mit, „daß ihr euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes, als unser besonderes Interesse zu euerem Augenmerk nehmet, inmassen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen.“ Seine größte Sorge werde sich darauf richten, „einen jeden Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen“³⁰.

Diesen „merckwürdige[n] Worte[n]“ (Zedler) ließ der König alsbald Taten folgen. Zedlers Universal-Lexikon führte 1741, sichtlich beeindruckt, eine ganze Reihe politischer Entscheidungen auf, die das Selbstbild des väterlich liebenden Monarchen bestätigten: Rückgabe landständischer Privilegien, Öffnung der Kornmagazine ange-

²⁵ N. Machiavelli, *Der Fürst*, Stuttgart 1981, S. 101.

²⁶ G.B. Volz, *Die Werke...*, Bd. 6, 1913, Zitat S. 233.

²⁷ Ebd., Bd. 7, S. 69; Oeuvres, Bd. 8, 1848, S. 131.

²⁸ Zu Ludwig XV. vgl. J.I. Engels, *Königsbilder. Sprechen, Singen und Schreiben über den französischen König in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts*, Bonn 2000, S. 183–206; T. Kaiser, *Louis le Bien-Aimé and the Rhetoric of the Royal Body* [in:] *From the Royal to the Republican Body*, Hg. S.E. Melzer u. K. Norberg, Berkeley 1998, S. 131–161, v.a. S. 138 f.

²⁹ Zitat in: *Im Dienste Preußens*, S. 22.

³⁰ *Friedrich der Große*, hg. Friedrich Benninghoven u.a., Berlin 1986, Zitat S. 62.

sichts grassierender Teuerung, Freiheit für die lutherische Kirche, Steuererlass und Servisfreiheit für alle „nützlichen und geschickten Leute“, die sich in Berlin niederlassen wollten³¹. Weit weniger Popularität genossen Friedrichs Steuer- und Militärpolitik; nicht jeder Untertan reagierte „vergnügt und glücklich“, wenn er zur Armee kommandiert wurde oder Kontributionen zur Finanzierung kostspieliger Feldzüge leisten musste. Da die Kriege jedoch, trotz dramatischer Verluste an Menschenleben, siegreich endeten, schien Friedrich sein Versprechen, „das Wohl des Landes zu befördern“, auch außen- und machtpolitisch einzulösen³².

Besonderen Nachdruck verlieh der König diesem Versprechen dadurch, dass er sich an die Spitze der Armee stellte und sie selber befehligte. Dass Fürsten an Schlachten teilnahmen und sich dauerhaft bei der Truppe aufhielten, war damals ungewöhnlich. Ebenso selten kam es vor, dass sich ein Monarch höchstpersönlich um seine Soldaten kümmerte und ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat. Soldatenbriefe und –erinnerungen aus dem Siebenjährigen Krieg berichteten über solche Begegnungen, bei denen sich Friedrich „vielmals für unsere Tapferkeit bedankt“, sie gelobt und beschenkt habe. Er, der am liebsten Französisch sprach, redete die Mannschaften auf Plattdeutsch an und besuchte sie in ihren Unterkünften³³. Auch wenn hier Kalkül und Propaganda am Werk waren, zeigte er sich ihnen ungleich „leutseliger“ als manchem Kammerherrn, der vergebens auf einen anerkennenden Blick des Königs wartete³⁴.

Kammerherren und anderen Höflingen war Friedrich in der Tat wenig zugeneigt (sofern er sie nicht selber, wie den Marquis d’Argens, ausgesucht hatte). Er hielt sie, mit Julius Bernhard von Rohr, für Schmarotzer und Schmeichler, auf deren Lobhudeleien nichts zu geben sei³⁵. Auch seinen Ministern und Beamten brachte er kein großes Vertrauen entgegen. Er übte ein starkes persönliches Regiment aus und delegierte nur ungern. Nicht zuletzt als Kontrollinstrument gegenüber den Behörden und Gerichten nutzte er das klassische Untertanenrecht, Bittschriften an den König zur richten. Während sein Vater versucht hatte, dieses Recht durch formale Vorschriften einzuschränken, räumte Friedrich II. den Bürgern gleich bei Regierungsantritt die Freiheit ein, „sich immediate bei Mir melden zu dürfen“. Davon rückte er trotz massiver Einwände hoher Staatsdiener nicht ab. Der direkte Zugang zum König besaß aus seiner Sicht mehr Vorteile als Nachteile. Er vermittelte ihm einen klareren Blick auf gesellschaftliche Problemlagen und persönliche Nöte, informierte ihn über Fehlverhalten der Behörden und gab ihm die Möglichkeit, sich als gnädigen, gütigen und

³¹ *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*, Hg. J.H. Zedler, Bd. 29, Leipzig 1741, Sp. 367.

³² Aus dem Reskript vom 1.6.1740 [zit. in:] F. Benninghoven, op.cit., S. 62.

³³ K. Latzel, „Schlachtbank“ oder „Feld der Ehre“? [in:] *Der Krieg des kleinen Mannes*, hg. W. Wette, München 1992, S. 76–92, Zitate S. 89; J.F. Dreyer, *Leben und Taten eines preußischen Regimentstambours*, Breslau 1819, ND Osnabrück 1972, S. 44 f.; J.J. Dominicus, *Tagebuch des Musketiers Dominicus*, hg. v. D. Kerler, ND Osnabrück 1972, S. 59, 65 f.; *Preußische Soldatenbriefe*, hg. H. Bleckwenn, Osnabrück 1982, T. 1, S. 12, 19.

³⁴ *Aus den Tagebüchern des Grafen Lehndorff*, hg. v. H. von Kuenheim, Berlin 1982, S. 72.

³⁵ J.B. von Rohr, *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der grossen Herren (1733)*, hg. v. M. Schlechte, Leipzig 1990, S. 725.

gerechten Landesvater zu inszenieren. Zwar las er nur diejenigen Briefe selber, die Adlige an ihn richteten; über die Eingaben von Bürgern und Bauern ließ er sich von den Kabinettsräten vortragen. Dennoch wurden selbst sie unverzüglich beantwortet. Auch auf seinen regelmäßigen, zweimal im Jahr stattfindenden Inspektionsreisen durch die Provinzen nahm der König Bittschriften entgegen, obgleich er den hautnahen Kontakt mit Bittstellern lieber vermied³⁶.

In dieser Praxis äußerte sich der traditional-personale Charakter königlicher Herrschaft; mit einer dezidiert rationalen Auffassung, die Friedrich immer wieder zugeschrieben wird, hatte das wenig zu tun. Während sich rationale Herrschaft auf „gesetzte Ordnungen“ und regelhafte Verwaltungsakte stützt, beruht traditionale Herrschaft auf dem Glauben an Herkommen und Heiligkeit des Fürsten³⁷. Selbst wenn Friedrich II. in seinen politischen Schriften Bedacht nahm, die Gesetzmäßigkeit seines Handelns zu betonen, setzte er im Umgang mit den Untertanen auch andere, eigenwilligere Signale. Seine Gefühlspolitik zielte bei allem Abstand, den er gemeinhin hielt, darauf ab, engere persönliche Bindungen zwischen König und Staatsvolk zu demonstrieren und für seine Regierung zu nutzen. Dabei ging es ihm, anders als seinem Vater, nicht nur um Gehorsam. Friedrich Wilhelm I. hatte 1722 allen Pastoren im Lande befohlen, jeden Sonntag von der Kanzel zu predigen, dass das Volk „gehorsam sein mus an Könige und Vorgesetz[te]n“; das sei „Gottes geboht und nit menschen geBoht“³⁸. Friedrich II. dagegen sprach von Liebe – und meinte damit die Liebe, die Kinder ihrem Vater entgegenbringen sollten³⁹. Vor Augen stand ihm allerdings nicht die eigene Vater-Sohn-Beziehung, an der er als Heranwachsender schwer gelitten hatte. Ebenso wenig wie er sich selber in der Rolle des grausamen Vaters sah, sollten die Untertanen Anhänglichkeit nur heucheln. Wahre und echte Liebe aber konnte nicht gepredigt und befohlen werden; sie musste „erweckt“ und gepflegt werden, und sie musste freiwillig sein.

Dies war die *Maxime*, die Rohr 1733 in seiner „Ceremoniel-Wissenschaft der grossen Herren“ aufgestellt hatte. Er unterschied zwischen der „blinden Liebe und unvernünftigen Slavery“, wie man sie „bey einigen Völckern ausserhalb Europa“

³⁶ „Acta Borussica“, hg. v.d. Kgl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 3, Berlin 1901, S. 181; Bd. 14, 1934, S. 409; GStA PK, I. HA Rep. 96 B, Nr. 174; Journal von remittierten Sachen 1753–1756; A.F. B ü s c h i n g, *Charakter Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen*, Halle 1788, S. 219; J. M o o r e, *Abriss des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland*, Bd. 2, Leipzig 1779, S. 378; G.B. V o l z, *Friedrich der Große am Schreibtisch* [in:] *Hohenzollernjahrbuch 13 (1909)*, S. 1–56, v.a. S. 43 f.; B. R e h s e, *Die Supplikations- und Gnadenpraxis in Brandenburg-Preußen*, Berlin 2008, S. 103–108; W. N e u g e b a u e r, *Das preußische Kabinett in Potsdam* [in:] „Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte“ 1993, 44, S. 69–115, v.a. S. 107; H. L e h m a n n, *Zum Bittschriftenwesen in fridericianischer Zeit* [in:] ebd. 2004, 55, S. 77–92.

³⁷ M. W e b e r, op.cit., S. 124.

³⁸ Acta Borussica Bd. 3, 1901, S. 523 f.

³⁹ Zum Topos des Landesvaters vgl. P. M ü n c h, Die ‚Obrigkeit im Vaterstand‘ – zu Definition und Kritik des ‚Landesvaters‘ während der Frühen Neuzeit, in: *Daphnis* 11 (1982), S. 15–40. Münchs These, dass sich das Haus- und Landesvater-Bild im 18. Jh. „unter dem Vorgang Preußens ... zugunsten rational-versachlichter Herrschaftsprinzipien“ (S. 31) aufzulösen begann, kann für Friedrich II. und seine Gefühlspolitik nicht bestätigt werden.

antraf, und der falschen Liebe, die „schmeichlerische Hof Leute“ vorschützten. Von beiden setzte er die gute Liebe ab; sie fließe „aus dem innersten der Seelen freywillig und einmüthig“ und belohne jene Fürsten, die ihrerseits eine „liebreiche Regierung“ führten und mit „Sanfftmuth und Weißheit“ herrschten. Der höchste Ehrentitel eines solchen Fürsten sei es, wenn ihn seine Untertanen „nach der Wahrheit ihren lieben Landes-Vater nennen“⁴⁰. Skepsis war allerdings dann geboten, wenn sich Fürsten eigenmächtig solche und andere Beinamen zulegte, was Friedrich als groben Missbrauch und Abbild monarchischer Eigenliebe kritisierte⁴¹.

Skepsis war aber auch dort am Platz, wo die Ungezwungenheit der Untertanenliebe allzu naiv vorausgesetzt wurde. Rohr selber wechselte umstandslos zwischen freiwilliger Devotion und den „Pflichten treu-gesinnter Unterthanen“ hin und her. Zu letzteren zählte er jene Praktiken, in denen Untertanen ihrer Liebe Ausdruck verleihen sollten: Glückwünsche und Feste, Huldigungen, Dankgottesdienste nach der Genesung des Königs, Denkmäler, Trauer beim „Absterben ihrer Regenten“. Wie stand es hier mit der Freiwilligkeit? Woran merkte man, dass solche Handlungen, die oft von oben anberaumt und inszeniert wurden, nicht „kaltsinnig“ und äußerlich waren, sondern innerlich und von „Hertzen“ kamen?⁴² Und wie verhielt sich Friedrich II. dazu? Teilte er die Auffassung des von ihm hochgeschätzten Aufklärungsphilosophen Christian Wolff, dass man die Sinne des Volkes ansprechen müsse, um es an die Herrschaft zu binden? „Der gemeine Mann“, so Wolff, „welcher bloß an den Sinnen hanget, und die Vernunft wenig gebrauchen kann, vermag auch nicht zu begreifen, was die Majestät des Königs ist: aber durch die Dinge, so in die Augen fallen und seine übrige Sinne rühren, bekommt er einen obzwar undeutlichen, doch klaren Begriff von seiner Majestät, oder Macht und Gewalt“. Hofzeremonien seien deshalb „nichts überflüssiges, viel weniger etwas tadelhaftes“, sondern erhöhten die Legitimität der Herrschaft in den Augen der Untertanen⁴³.

Aber waren solche Zeremonien und „öffentlichen Landes-Solenntäten“ auch geeignet, wie Wolffs Schüler Rohr meinte, der guten Liebe der Untertanen Ausdruck und Form zu geben? Mehr noch: Konnten sie diese Liebe vielleicht sogar erwecken? War ihre rituelle Inszenierung möglicherweise ein Mittel, sie in den „Seelen“ der Teilnehmenden einzupflanzen? Die Performanz von Ritualen, darauf haben Anthropologen mehrfach hingewiesen, drückt Gefühle nicht nur *aus*, sondern auch *ein*; sie erzeugt das, was sie repräsentiert. Warum sollte dieser Mechanismus nur bei singhalesischen und balinesischen Heilungsriten wirksam sein und nicht auch in preußischen Huldigungs- und Siegesfeiern, Einholungen, Krönungs- und Geburtstagsfesten?⁴⁴

⁴⁰ J.B. von Rohr, op.cit., S. 724 f.

⁴¹ Th. Schieder, *Friedrich der Große*, Frankfurt 1983, S. 479. Zur obrigkeitlichen Steuerung der Namensverleihung an „Louis le Bien-Aimé“ vgl. Kaiser, S. 156.

⁴² J.B. von Rohr, op.cit., S. 726–731.

⁴³ A. Gestrich, *Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1994, Zitat S. 116.

⁴⁴ Zitate J.B. von Rohr, op.cit., S. 726, 731; W. Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001, S. 59, 104.

Friedrich II. nahm zu solchen Festen eine mittlere, man kann auch sagen: unentschiedene Haltung ein. Ähnlich wie seinem Vater war ihm das „Decorum“, zu dessen Beachtung die Erziehungsinstruktion des Großvaters 1695 noch gebieterisch angehalten hatte, ein Stein des Anstoßes; nicht zufällig tauchte es in späteren Anweisungen nicht mehr auf⁴⁵. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte Geburtstagsfeierlichkeiten eher vermieden und sein „Plaisir und Vergnügen“ nicht in kostspieligen „Ceremonialdingen und Solennitäten“ gesucht⁴⁶. Auch sein Sohn hielt es so; eine seiner ersten Kabinettsorder ließ vermelden, „daß der König mit den sonst gebräuchlich gewesenen Neujahrs- und allen anderen Gratulationen verschont bleiben und dergleichen gänzlich abgeschafft wissen wolle“. Bevor er kurz darauf eine Reise nach Cleve antrat, befahl er allen Regierungen und Ämtern auf der Route, „daß, bei Vermeidung Dero Ungnade, sich niemand unterstehen soll, Dieselbe mit Aufzügen, Ehrenpforten, Paradirung der Bürgerschaft, Läutung der Glocken, Lösung des Gewehrs, Blasen von den Thürmen, auch andern Ceremonien, wie solche heißen mögen, zu incommodiren, sondern Dieselbe damit gänzlich zu verschonen“. Und als im August 1740 die kurmärkische Erbhuldigung in Berlin anstand, reduzierte er die Predigt um die Hälfte und verlangte, „daß mit Vermeidung unnützlicher Weitläufigkeit der ganze Actus in kurzer Zeit vollendet werde, weil Mir mit vergeblichen Umständen nicht viel gedienet ist“⁴⁷.

All dies vermittelt den Eindruck eines Monarchen, der den von Wolff und Rohr gerühmten Zeremonien kritisch bis abwehrend gegenüberstand. Andererseits war ihm durchaus bewusst, dass es ohne den „ganzen Actus“ nicht ging: Als Monarch musste er präsent sein und sich den Untertanen zeigen. Er konnte zwar die höfischen Festivitäten einschränken und seinen Beamten verbieten, ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Huldigungen aber durfte er nicht sang- und klanglos absagen; sie waren wichtige Elemente der monarchischen Verfassung und wurden von den Ständen, die hier ihre Rechte gegenüber dem Herrscher einklagten, in Ehren gehalten⁴⁸. Die persönliche Anwesenheit des Regenten war unverzichtbar und wurde mit Vorfreude erwartet. Als Friedrichs Minister Heinrich von Podewils 1740 in Königsberg die Huldigung im Königreich Preußen vorbereitete, berichtete er nach Berlin: „La ville fourmille de monde, et on voit la joie peinte sur tous les visages dans l’attente où l’on est ici de l’heureuse arrivée de V.M., qui règne plus souverainement sur les cœurs de tous Ses sujets ... que jamais monarque n’a fait“⁴⁹. Wer Herr über die Herzen der Untertanen

⁴⁵ Der Große Kurfürst hatte dem „Decorum“ zentrale Bedeutung zugewiesen: „Denn es ist nichts, was einem Fürsten mehr Autorität und Liebe entgegen bringen kann, als wohl anständige Sitten und Gebärden, so das Mittel zwischen Majestät und Humanität zu halten; denn diese Pflichten [fallen] jedermann ins Auge und wird in gemein daraus die opinion, so man von Fürsten hat, formiret“ (zit. in: *Im Dienste Preußens...*, S. 67).

⁴⁶ „Acta Borussica“ 1898, Bd. 2, S. 38 f.; *Bericht des braunschweigischen Gesandten in Berlin* [in:] „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“, H. 48/49, Berlin 1914, S. 12 f.

⁴⁷ „Acta Borussica“ 1901, Bd. 6/2, 1901, S. 11, 110, 21, 24.

⁴⁸ M. Schwengelbeck, *Die Politik des Zeremoniells. Huldigungsfeiern im langen 19. Jahrhundert*, Frankfurt 2007.

⁴⁹ „Acta Borussica“ 1901, Bd. 6/2, S. 42. Vgl. auch Friedrich Wadzeck u. Wilhelm Wippel, *Geschichte der Erbhuldigungen der Preußisch-Brandenburgischen Regenten aus dem Hohenzollerschen Hause*, Berlin 1798, S. 2–50.

sein wollte, hieß das, durfte sich solchen Auftritten nicht verweigern. Ein Monarch, der für das Volk nicht sichtbar war, konnte nicht beanspruchen, Liebe, Freude und Verehrung hervorzurufen. Nicht zuletzt deshalb nahm Friedrich auch seine Revueereisen durch die Provinzen so ernst und hielt bis ins hohe Alter hinein an ihnen fest.

Auch die sogenannten Einholungen des Königs bei seiner Rückkehr aus dem Krieg ließ er sich gefallen. 1745, nach dem Zweiten Schlesischen Krieg, begrüßte ihn die Berliner Bürgerschaft mit einem feierlichen Einzug: „Als der König vor dem Schloßportal aus dem Wagen gestiegen war, wandte er sich nun gegen die, auf dem Schlossplatz und in den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser in ungeheurer Menge versammelten, Einwohner beiderlei Geschlechts und grüßte mit Abziehung des Hutes auf das Freundlichste, worauf auf einmal ein ungemein starkes Vivat ertönte.“ „Die leutseligen und huldreichen Blicke“ des Königs, vermerkten die Berlinischen Nachrichten, „machten die Freude in den Herten der in unzehliger Menge versamleten hohen und niedrigen Zuschauer vollkommen und allgemein“⁵⁰. Berühmt wurde die königliche Geste des Hutabziehens, mit der Friedrich nicht nur grüßte, sondern auch Respekt erwies. Auf den achtjährigen Friedrich August Ludwig von der Marwitz, der den Monarchen 1785 in Berlin bei dessen Rückkehr von der Revue sah, machte sie einen solch nachhaltigen Eindruck, dass er sie in seinen Lebenserinnerungen festhielt. „Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens hinab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen“⁵¹.

Noch als alter Mann beherzigte Friedrich demnach die Kunst, Gefühle sprechen zu lassen: fein dosiert und abgestuft, sparsam und maßvoll und gerade deshalb überaus eindringlich. Ebenso wie er es sich nicht nehmen ließ, trotz angeschlagener Gesundheit aufs Pferd zu steigen und damit seine Virilität unter Beweis zu stellen, verzichtete er auch nicht auf jene Gesten, mit denen er seinen Untertanen Achtung und Wohlwollen erwies⁵². Als „lieber Landes-Vater“ (Rohr) wahrte er zwar Distanz zu seinen Landeskindern und ließ keinen Zweifel an der hierarchischen Ordnung

⁵⁰ K.H.S. R ö d e n b e c k, *Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrich's des Großen Regentenleben (1740–1786)*, Bd. 1, Berlin 1840, S. 124 f.; Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen v. 30.12.1745.

⁵¹ Friedrich August Ludwig von der Marwitz, *Nachrichten aus meinem Leben 1777–1808*, hg. v. Günter de Bruyn, Berlin 1985, S. 26. Vgl. auch das Bild von Johann Heinrich Christoph Franke (1764), das den König mit gezogenem Hut zeigte (H. B ö r s c h - S u p a n, *Friedrich der Große im zeitgenössischen Bild* [in:] *Friedrich der Große in seiner Zeit*, hg. O. Hauser, Köln 1987, S. 255–270, hier S. 257 f.).

⁵² Zu diesen wohlinszenierten Gesten gehört auch Friedrichs Denkmalpolitik. Als erster europäischer Regent ließ er Denkmäler auch für einzelne verdiente Untertanen (meist erfolgreiche Generäle) errichten (Th.H. v o n d e r D u n k, *Vom Fürstenkultbild zum Untertanendenkmal*, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* NF 7 (1997), S. 177–210, v.a. S. 207–210).

der „Familie“. Gleichwohl legte er Wert darauf, von den Kindern nicht gefürchtet, sondern geliebt zu werden. Welche Form der Liebe er mehr schätzte, die Ehrfurcht der schweigenden Menge „entblößten Hauptes“ oder das „Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten“: Diese Antwort blieb uns Marwitz schuldig⁵³.

3. „OB UNTERTANEN IHREN KÖNIG LIEBEN KÖNNEN?“ DIE PERSPEKTIVE DER BÜRGER

So wie Friedrich seine Grußgeste nach dem „Verdienst“ (und sicher auch nach dem Rang) der zu Grüßenden bemaß, so unterschiedlich drückte auch das „Volk“ seine Gefühle zum König aus: Die Gassenjungen schrien und tanzten, die Menge stand still und gebannt. „Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen“, so noch einmal Marwitz, regten sich in ihr⁵⁴.

Aber woher wollte er das so genau wissen? Betete er hier nicht einfach nur die Litanei der Gesten und Gefühle herunter, die eine absolutistische Regierung von ihren Untertanen erwartete und forderte? Gab es nicht auch Menschen, die der Anblick des Regenten gleichgültig ließ? War der König tatsächlich Herr über die Herzen aller seiner Untertanen? Erntete er nicht auch Hass, Abneigung, Misstrauen?

Solche Fragen sind für Historiker noch schwerer zu beantworten als für einen Zeitgenossen wie Marwitz. Sie stoßen auf zwei Probleme: Zum einen ist es schwierig, Gefühle in Schrift- oder Bildquellen ausfindig zu machen. Letztere zeigen, wenn überhaupt, nur den Ausdruck von Gefühlen, die Art und Weise, wie sie sprachlich-visuell kommuniziert wurden. Inwieweit wir vom Ausdruck auf den Eindruck schließen können, ist eine methodische Krux, die die neue Emotionsgeschichte intensiv beschäftigt. Nun geht es in diesem Text explizit nicht um die sogenannten wahren oder echten Gefühle der Protagonisten, sondern um jene, die in Szene gesetzt und nach außen vermittelt wurden. Hier wartet das andere Problem: die Überlieferung. Viele unserer Quellen sind ausgesprochen hagiographisch gefärbt und sprechen nur von positiven Gefühlen – oder von Gefühlen enttäuschter Liebe, wie sie der verschmähte Kammerherr von Lehndorff 1756/57 empfand⁵⁵. Anders als dieser Höfling verfassten die meisten Menschen kein Tagebuch und schrieben auch keine Briefe, die die Nachwelt über ihre positiven oder negativen Empfindungen unterrichten könnten.

Wenn sie überhaupt Schriftliches hinterließen, war es in der Regel karg und knapp – wie zum Beispiel das „Schreibebuch“ eines Bauern, der seit den 1770er Jahren über alltägliche Vorkommnisse in Familie und Wirtschaft berichtete und dazwischen

⁵³ F.A.W. von der Marwitz, S. 26 f. Marwitz selber zog das „anständige“ Betragen der schweigenden Menge vor.

⁵⁴ F.A.W. von der Marwitz, op.cit., S. 28.

⁵⁵ K. von Lehndorff, T. des Grafen Tagebuch, op.cit., S. 52, 72.

plötzlich und ohne weiteren Kommentar das Ableben Friedrichs II. vermerkte. Von Politischem war zuvor nie die Rede gewesen; der Tod des Monarchen aber hatte offenbar einen so starken Eindruck hinterlassen, dass er im Buch notiert wurde⁵⁶. Ein weiteres, eher ungewöhnliches Fundstück ist die Chronik eines Berliner Bäckermeisters, der 1763 knapp über die „prächtige Einholung des Königs“ berichtete und hinzufügte, dass sie „die Bürgerschaft schmerzlich rührete“. Warum? Wie man in der Zeitung lesen konnte, hatte der König sich sofort nach seiner Ankunft ins Schloss zurückgezogen, um mit seiner Frau zu soupieren, anstatt die Glückwunschgedichte der Bürger entgegenzunehmen (was er am nächsten Vormittag, allerdings im kleinen Kreis, nachholte). Dies interpretierte der Bäckermeister offenbar als Missachtung der Bürgerschaft und reagierte enttäuscht – ein aufschlussreicher Beleg für die Erwartungshaltungen, die sich bei Berliner Stadtbürgern gegenüber ihrem Monarchen aufgebaut hatten. Wer sich so viel Mühe machte, so viel Geld und Zeit aufwandte, um den König zu begrüßen und ihm für seine erfolgreichen Feldzüge zu danken, der wollte auch etwas zurückbekommen: einen huldvollen Blick, eine halbe Stunde Aufmerksamkeit, einen gezogenen Hut⁵⁷.

Es gibt Hinweise darauf, dass gerade das „Decorum“ solcher Aufzüge seine Wirkung auf die königlichen Untertanen nicht verfehlte. In den Aufzeichnungen eines Berliner Kaufmanns findet sich anlässlich der Bekanntgabe des Sieges von Dresden 1745 eine genaue Beschreibung des damit einhergehenden „Gepräges“: Die Zahl der Posaunen und Postillons war dem Schreiber ebenso mitteilenswert wie die der brennenden Fackeln⁵⁸. Ähnlich verfahren die Berliner Zeitungen, die ebenfalls exakt dokumentierten, wer wann in welcher Uniform mit welchen Waffen in welcher Ordnung aufmarschierte, welche Häuser am prächtigsten illuminiert waren und wie häufig Vivat gerufen wurde. Das spricht für die Prägekraft theatralischer Inszenierungen und scheint Christian Wolffs Diktum zu bestätigen.

Zugleich aber weckt es Zweifel: Wer feierte hier wen? Solche Feste waren ja nicht vom König oder vom Hof organisiert und anberaumt. Vielmehr ergriffen die Städte selber die Initiative, und Kaufleute und Zunftbürgertum überboten einander in „klingendem Spiel“ und uniformierter Farbenpracht. Einzelne Bürger, die es sich leisten konnten und wollten, griffen tief in die Tasche, um ihr Haus phantasievoll zu illuminieren. Auch der Magistrat ließ sich nicht lumpen und das Rathaus nach allen Regeln der Kunst leuchten. Selbstverständlich galt dieser immense Aufwand dem König und seinen Erfolgen, zu denen man gratulierte und für die man dankte. Dennoch feierten die Bürger auch ein Stück weit sich selber, ihren Wohlstand und ihre gute Ordnung unter einem guten König. Ob also die Breslauer Bürgerschaft erfreut oder schmerzlich berührt war, als ihr Friedrich 1779 untersagte, anlässlich des Frie-

⁵⁶ W. Neugebauer, *Zur Geschichte des preußischen Untertanen – besonders im 18. Jh.* [in:] „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte“ 2003, NF 13, S. 141–161, hier S. 145.

⁵⁷ *Der Roggenpreis und die Kriege des großen Königs. Chronik und Rezeptsammlung des Berliner Bäckermeisters Johann Friedrich Heyde 1740 bis 1786*, hg. H. Schultz, Berlin 1988, S. 98; Berlinische Nachrichten v. 2.4.1763.

⁵⁸ W. Neugebauer, *Zur Geschichte...*, S. 146 f.

densschluss im bayrischen Erbfolgekrieg ihre Häuser zu illuminieren („das möchten sie nur bleiben lassen. Möchten nur nicht so viele Umstände davon machen“), bleibt dahingestellt. Selbst wenn sie die horrenden Kosten sparen konnten – vielleicht hätten sie trotzdem gern Umstände gemacht und sich selber im Glanz der Fackeln und Lampions gespiegelt?⁵⁹

Ungeachtet solcher Vorbehalte spricht vieles dafür, dass sich um Friedrich II. tatsächlich eine intensive emotionale Aura bildete. Seine Persönlichkeit weckte von Anfang an starke Gefühle. Ein Huldigungsgedicht begrüßte ihn 1740 emphatisch als „Philosoph“ auf dem Königsthron, als „Weise[n], den kein Schein der falschen Staatskunst triebet“. Ein Lexikonartikel wollte in seinen Gesichtszügen „ein, mit vieler Anmuth und Leutseligkeit vermischtes, ernsthaftes Wesen“ erkennen⁶⁰. Auch außerhalb Preußens beobachtete man ihn, „diese[n] so große[n] Geist, dieses mehr als menschliche Genie“ aufmerksam und erwartungsvoll⁶¹. Seine Außen- und Militärpolitik allerdings schied die Geister und Gemüter. Bei den sonntäglichen Familientreffen der Frankfurter Goethes ging es 1756 hoch her, wie sich Johann Wolfgang später erinnerte. Der Großvater nahm Partei für Österreich, der Vater für Preußen. „Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu löschen, und nach einigen unangenehmen Szenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege.“ Genaugenommen ging es Vater und Sohn Goethe aber gar nicht um Preußen: „Was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte“⁶².

Eine „fritzsche“ Gesinnung zeichnete auch den Nichtpreußen Friedrich Gottlieb Klopstock und seine junge Frau Meta aus. Im fernen Dänemark nahmen sie regen und freudigen Anteil an den Schlachten des Siebenjährigen Krieges, der empfindsamer Dichter noch mehr als seine Hamburger Gattin, die zunächst die Briefe der Verwandten las und sich erst dann über die neuesten Kriegsnachrichten informierte. Ob schon eingefleischte „Republicanerin“, konnte selbst sie es, wie sie den Schwestern daheim anvertraute, „nicht gut leiden, wenn der König v. Pr. eine Schlacht verlöre“. Allerdings schränkte sie ihre Neigung für Friedrich sofort ein: „Nicht als wenn ich den K.v.Pr. *überhaupt* so lieb hätte. Ein Mann, der von *allen* Seiten groß seyn könnte, u. sich begränzt, es nur von einigen zu seyn, den Mann kann man auch nur von diesen einigen Seiten schätzen“⁶³.

Hier war die Kritik mit Händen zu greifen: Friedrich hatte sich nach Metas Geschmack zu einseitig auf die Rolle des Feldherrn zurückgezogen und andere Seiten

⁵⁹ „Acta Borussica“ 1982, Bd. 16/2, S. 519.

⁶⁰ Huldigungsgedicht in den Berlinischen Nachrichten v. 2.8.1740 [zit. in:] M. Schwengelbeck, op.cit., S. 59; H. Zedler, op.cit., Bd. 29, 1741, Sp. 365.

⁶¹ Aus einem Brief von Elisabeth Schmidt an Meta Klopstock v. 26.12.1756 [in:] *Es sind wunderliche Dinger, meine Briefe. Meta Klopstocks Briefwechsel mit Friedrich Gottlieb Klopstock und mit ihren Freunden 1751–1758*, hg. v. Franziska u. H. Tiemann, München 1980, S. 388.

⁶² J.W. von Goethe, *Aus meinem Leben*, Bd. 1, Tübingen 1811, S. 93–95.

⁶³ *Briefe Meta Klopstocks* v. 16.10.1756 u. 11.1.1757 [in:] *Briefwechsel*, op.cit., S. 372, 394.

seines Genies vernachlässigt. Gleichwohl zollte sie ihm für seine militärischen Leistungen Respekt, in Grenzen sogar Liebe. Das unterschied sie von ihrer 34jährigen Schwester, die in Hamburg mit dem Kaufmann Benedikt Schmidt verheiratet war. Elisabeth Schmidt war gründlich enttäuscht über Friedrichs Außen- und Militärpolitik, die just jenen Grundsatz großer Monarchien befolgte, den der Kronprinz noch 1738 heftig verurteilt hatte: „envahir tout pour s’agrandir sans cesse“: „Wie groß wie unsterblich hätte er durch gute Thaten, durch Mäßigung, Großmuth, u Vergebung werden können, er hatte meines Bedünckens nach die Gelegenheit hiezu in Händen“. Stattdessen begnüge sich der preußische König „an den einzigen zweydeutigen Ruhme ein Eroberer zu seyn; will durch nichts *größers* unsterblich werden, verlangt *nur* viel Land und viele Un[ter]thanen, u nicht deren Herzen, Liebe u Dankbahrkeit“⁶⁴.

Was Elisabeth Schmidt nicht voraussehen konnte, war, dass ausgerechnet Friedrichs erfolgreiche Eroberungspolitik ihm die Herzen seiner Untertanen öffnete⁶⁵. Als der König Ende März 1763 nach Berlin zurückkehrte, schilderte die Presse überströmende „Freudenbezeugungen“: „Die Herzen aller redlich gesinnten Einwohner der Königl. Residenzstadt Berlin empfanden die reizendsten Züge der ehrfurchtsvollsten Danckbarkeit und gerechtesten Liebe, auf die lebhafteste und rührendste Weise.“ Handwerkszünfte, Schützengilde, Bürgerkompagnien und „eine Gesellschaft der vornehmsten Kaufleute und Banquiers“ gingen dem König entgegen. Ihr „Vergnügen“ bei seinem Anblick war „eben so allgemein als unbeschreiblich groß. Hohe und Niedrige beeiferten sich um die Wette, die Empfindungen ihrer entzückten Seelen durch die lebhaftesten Gebärden und Worte, durch den innigsten Dank gegen Gott für die Erhaltung des besten Königs bey so unzähligen Gefahren, und durch die frömsten Wünsche, die oft von lauten Freudenthränen begleitet wurden, auf die rührendste Art auszudrücken“⁶⁶.

Solche Berichte klingen einerseits wie aus einem Lehrbuch der Affektpoetik mit all ihren emphatischen Adjektiven, Adverbien und Superlativen⁶⁷. Der Verdacht, dass hier hemmungslos übertrieben und gelogen wurde, liegt nahe. Nicht alle Einwohner Berlins werden vor Entzückung Tränen vergossen haben; selbst wenn sie kantonsfrei waren und keine Soldaten stellen mussten, hatten sie doch durch den langen Krieg erhebliche materielle Einbußen in Form von Verwüstungen, Plünderungen und hohen Kontributionen erlitten. Kritische oder negative Urteile aber hätten die Zensur nicht passiert und standen folglich auch nicht in der Zeitung. Andererseits war die Presse nicht nur ein Sprachrohr des Hofes und seiner Gefühlspolitik. So sehr sie

⁶⁴ *Brief Elisabeth Schmidts* v. 26.12.1756 [in:] ebd., S. 388.

⁶⁵ Zur Bedeutung von Kriegen für die Entwicklung des englischen Königs-Patriotismus s. L. Coley, *The Apotheosis of George III: Loyalty, Royalty and the British Nation 1760–1820* [in:] „Past & Present“ 1984, 102, S. 94–129.

⁶⁶ *Berlinische Nachrichten* v. 2.4.1763; Sammlung der Freudenbezeugungen und Illuminationen welche wegen der Ankunft Seiner Königlichen Majestät von Preussen nach geendigten dritten Schlesi-schen Kriege und geschlossenen Hubertusburgischen Frieden in der Residenz Berlin, den 4. April 1763 angestellt worden sind, Berlin 1763, S. 12.

⁶⁷ B. Meyer-Sickendiek, *Affektpoetik. Eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen*, Würzburg 2005; J. Andres, „Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet“. *Huldigungsrituale und Gelegenheitslyrik im 19. Jahrhundert*, Frankfurt 2005.

den Selbstdarstellungswünschen des Königs entgegenkam, so wenig ging ihre Berichterstattung darin auf. Dass sich jene „redlich gesinnten“ Berliner Bürger, die sich an der Einholung Friedrichs aktiv oder passiv beteiligten, emotional indifferent und teilnahmslos verhielten, ist nicht anzunehmen. Allein schon das äußere „Decorum“ mit „klingendem Spiel“, „fliegenden Fahnen“, „wohlausgesuchten“ Uniformen und Vivat-Bändern „vor der Brust“ schuf eine festliche und gehobene Stimmung. Die große Zahl der Anwesenden verlieh den Gefühlsäußerungen eine geballte Gleichförmigkeit, die ihrerseits ansteckend wirken mochte.

Dass mit einer solchen Ansteckung auch Gefahren einhergingen, war schon den Zeitgenossen bewusst. Zu viel Enthusiasmus konnte Unruhe schaffen und Eigenmacht freisetzen. Das war für „Bürger im monarchischen Staat“, wie sie der preußische Staatsminister von Zedlitz 1777 vor Augen hatte, nicht vorgesehen. Sie zeichnete vor allem Ruhe aus, „Vertrauen ... auf den Fürsten und dessen Repräsentanten, Dankbarkeit für die genoßene Sicherheit, freyer Gehorsam gegen seine Befehle, Ergebung in das von den Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen abhängende Schicksal, und Thätigkeit in der angewiesenen Sphäre“. Eine solche „ruhige Gemüthsverfassung“ stand im positiven Gegensatz zum „wildem Enthusiasmus“ der Republikaner, die sich jederzeit und unmittelbar für jeden „Vorfall des Staates“ zuständig fühlten. Allerdings musste man aus Sicht des Ministers darauf achten, dass das ruhige Gemüt „nicht in Schlagsucht und Trägheit ausarte, dass das Gefühl der Zufriedenheit und Seelenruhe nicht Gleichgültigkeit gegen seine Mitbürger werde, noch dass herabgesunkne Gefühllosigkeit die Wirkung des angewöhnten Gehorsams sey“. Um das zu verhindern, tue eine Erziehung zum „ächten Patriotismus“ not. Es gelte, dem Bürger diese „Leidenschaft“ von Staatswegen einzuflößen, dabei aber ihre potentiell „gefährlichen“ Auswüchse zu bannen⁶⁸.

Zedlitz sprach über diese Erziehung in der Königlichen Akademie der Wissenschaften, und seine Vorlesung verdeutlichte, wie wichtig er die Gefühlspolitik des monarchischen Staates nahm. Ein guter Fürst wolle, sekundierte er die Selbstaussagen Friedrichs, „über Menschen herrschen, die ihm aus Liebe gehorchen, aus Erkenntlichkeit dienen; nicht über Geschöpfe, die im unthätigen Pflanzenleben, in der Gewohnheit der Knechtschaft fortschlummern“. Die „mehrsten Bürger“ aber, stellte er illusionslos fest, zeigten sich gleichgültig „gegen das gemeine Beste“ und träge „in allem, was sie nicht unmittelbar betrifft“. Gerade ihnen gegenüber müsse immer wieder auf das Vorbild des großen Königs verwiesen werden, der ihnen „das erste Beyspiel der Thätigkeit und des Wohlwollens giebt“⁶⁹.

Glaut man den gehaltenen und publizierten Reden, Predigten und Gedichten, war Friedrichs Beispiel und Vorbildrolle unter den preußischen Bürgern allgegenwärtig⁷⁰. Sie rühmten ihn als Held und Krieger, aber auch und zunehmend als gerechten,

⁶⁸ C.A. Freiherr von Zedlitz, *Ueber den Patriotismus als einen Gegenstand der Erziehung in monarchischen Staaten*, Berlin 1777, Zitate S. 11–16, 27.

⁶⁹ Ebd., S. 14, 35.

⁷⁰ Vgl. M. Baumgart, *Die Literatur des In- und Auslandes über Friedrich den Großen*, Berlin 1886, S. 229–236; viele der hier verzeichneten Reden, Oden, Sendschreiben befinden sich in den Altbeständen der Berliner Staatsbibliothek und wurden dort gesichtet und ausgewertet.

gütigen Landesvater, der sich die Herzen seiner Untertanen durch „Grosmut“ zu eigen machte und seinen Thron auf diese Weise „zur unbeweglichen Dauer“ erhob. „Wir lieben“ ihn „ohne Furcht“, ließ der Königsberger Johann Christoph Kreuschner 1746 in einer Lob- und Dankrede verlauten, „wenn Er durch Weisheit und Liebe die eigenthümliche Tugend der Monarchen in sich selbst abbildet“⁷¹.

Doch schien hier nicht, im Wörtchen „wenn“, eine leise konditionale Bindung auf? Allein dann, wenn Friedrich sich den an ihn gerichteten Erwartungen gemäß verhielt, war ihm die Liebe der Bürger sicher. Denn diese Liebe kam eben nicht (mehr) blind und „knechtisch“ daher, sondern gründete auf Wechselseitigkeit und musste verdient werden. Nur solange der Monarch sich an die Gesetze halte, schrieb der Friedrich-Verehrer und Aufklärer Thomas Abbt 1761, dürfe er sich auf die Liebe der Bürger verlassen – eine Liebe, die aktiv wurde, sich bis zur Leidenschaft steigern konnte und die Bereitschaft beinhaltete, das Leben für König und Vaterland zu opfern⁷².

Mit seinem Hinweis auf das Vaterland, das ein so großes Opfer verdiene, ging Abbt gleichwohl weit über den Denk- und Fühlhorizont seiner Zeitgenossen hinaus. Soldatenbriefe aus dem Siebenjährigen Krieg, so sie denn erhalten sind, sprachen gemeinhin nicht vom Vaterland oder vom „gemeinen Besten“ (Zedlitz), sondern, wenn überhaupt, vom König, für den man stürbe: „Unser König, der versorgt uns alle gut, Drum lassen wir für ihn den letzten Tropfen Blut“⁷³. Wie weit diese pragmatische Quid-pro-quo-Haltung verbreitet war, ist schwer abzuschätzen. Bekanntermaßen befürwortete Friedrich gegenüber den Mannschaften ein scharfes Regiment und ließ drakonische Strafen über diejenigen verhängen, die sich den Befehlen der Offiziere widersetzen. Die Zahl der Deserteure war so hoch, dass der König sie nach Kriegsende unverzüglich amnestieren ließ, um sie ins Land zurückzuholen⁷⁴.

Keinesfalls fand sich unter den Soldaten jener feurige Patriotismus, wie ihn Johann Wilhelm Ludwig Gleim in seinen berühmt gewordenen Soldatenliedern besang⁷⁵. Solche glühenden Elogen auf den preußischen König begründeten zwar Gleims Ruf als Pionier der deutschen politischen Lyrik, fanden aber in den Erfahrungen leibhaftiger Grenadiere wenig Widerhall. Dafür schafften sie es in die Spalten der zeitgenössischen Presse, die sich ihrerseits um die Hagiographisierung des Großen Friedrich verdient machte. Eine Auswertung der Berlinischen Nachrichten und der Berlinischen Privilegierten Zeitung zwischen 1741 und 1786 zeigt zudem, dass sich immer mehr Orte und Institutionen an den Liebes- und Treuebekundungen für den

⁷¹ J.Ch. Kreuschner, *Preußens Beherrschungsthron auf sieben Säulen*, Königsberg 1746, o.S. Kreuschner war ein Sohn des Königsberger Dompredigers und Mitglied der Königlichen deutschen Gesellschaft.

⁷² Th. Abbt, *Vom Tode für das Vaterland* [in:] *Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur*, hg. F. Brüggemann, Leipzig 1935, S. 47–94.

⁷³ K. Latzel, *Vom Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg*, Warendorf 1988, S. 20 f., 26–31.

⁷⁴ Berlinische Nachrichten v. 31.3.1763; M. Sikora, *Das 18. Jahrhundert: Die Zeit der Deserteure* [in:] *Armeen und ihre Deserteure*, hg. Ulrich Bröckling u. d. ers., Göttingen 1998, S. 86–111.

⁷⁵ H.-M. Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2000, S. 198–216.

preußischen König beteiligten. Hatte zu Beginn die Hofberichterstattung überwogen, häuften sich seit den 1750er Jahren Artikel, die lokale und soziale Feiern zu Ehren des Königs schilderten. Schulen, Universitäten und Freimaurerlogen taten sich dabei ebenso hervor wie Schützengesellschaften und Garnisonen. Professoren sprachen „von der Liebe des Volcks gegen seinen Souverain“ und beantworteten die Frage, „ob Untertanen ihren König lieben können“, uneingeschränkt positiv⁷⁶.

Viele dieser Reden trugen jedoch einen stark appellativen Charakter, und zwar in doppelter Hinsicht. Einerseits appellierte man mit dem Hinweis auf die eigene Königsliebe an den Monarchen, sich dieser Liebe auch würdig zu erweisen, worin das konditionale Element zum Ausdruck kam⁷⁷. Andererseits beschworen die Redner ihre Zuhörer, diese Liebe nicht nur im Munde zu führen, sondern in Herz und Seele tatsächlich zu fühlen. 1758 forderte Professor Sulzer die Schüler und Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin auf, ihre Tränen frei und kollektiv fließen zu lassen: „Welches Herz ist nicht so gerührt, daß es ihm die süßeste Wollust ist, seine Empfindungen hierüber an den Tag zu legen? O! lasset uns diesen Rührungen nicht widerstehen. Keiner schäme sich für den großen, den theuren Beschützer mehr zu fühlen, als die Seele fassen kann. Es geziemet uns heute den Ausdruck der größten Empfindungen vollen Lauf zu lassen. Es ist kein geringerer als Friedrich, der uns in diese Affecten setzet“⁷⁸.

Wie viele Zuhörer diesem Aufruf folgten, ist nicht bekannt. In einer Zeit, zu der Tränen bei Männern und Frauen gleichermaßen zum guten Ton gehörten und eine empfindsame Seele auswies, war jedoch davon auszugehen, dass er nicht ungehört verhallte. Ob solche durch emotive Rhetorik hervorgerufene „Affecte“, „Rührungen“ und „Empfindungen“ echt oder unecht, wahr oder falsch waren, interessierte nicht. Anhängern der Empfindsamkeit galten Tränen als Spiegel der Seele und Ausdruck aufrichtiger Gefühle. Erst gegen Ende des Jahrhunderts häuften sich Kritik am „weinenden Saeculum“ und Zweifel an der Authentizität emotionaler Äußerungen⁷⁹.

Zugleich fällt auf, dass auch dem König empfindsame Rührungen zugeschrieben wurden. Gedichte und Lieder priesen Friedrich „als Mensch“, „der, wenn er mehr, als dieses wäre, nicht froh dein Vater könnte seyn. Der Völker Unglück mit zu fühlen; dazu gehört ein menschlich Herz. Und ihre Angst sanft abzukühlen, Gehört ein selbstempfundner Schmerz“⁸⁰. 1781 lobte Johann Jacob Engel, wiederum vor den Schülern des Joachimsthalschen Gymnasiums, den König für seine „natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmut“. Zwar trage er auch, wie man gesehen habe, den

⁷⁶ Berlinische Nachrichten v. 25.1.1753 (Prof. Sulzer hielt auf der Geburtstagsfeier im Joachimsthalschen Gymnasium „eine ausbündig schöne lateinische Rede, von der Liebe des Volcks gegen seinen Souverain“); zur Rede von Joan Daniel Denso, kgl. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, im kgl. Akademischen Gymnasium Stettin zum Königsgeburtstag 1753 s.; M. Baumgart, op.cit., S. 230.

⁷⁷ U. Goldenbaum, *Friedrich II. und die Berliner Aufklärung* [in:] *Hofkultur und aufgeklärte Öffentlichkeit*, hg. G. Lottes u. I. D'Aprile, Berlin 2006, S. 123–141.

⁷⁸ J.G. Sulzer, *Lobrede auf den König*, Berlin 1758, S. 12.

⁷⁹ *Das weinende Saeculum*, Heidelberg 1983; Steiner, *Sprache*. Zur Kritik, *Ökonomisch-technologische Encyklopädie*, hg. s. J.G. Krünitz, Bd. 75, Berlin 1798, S. 367–378.

⁸⁰ Friedrich. Eine Ode, wurde bey Gelegenheit des den 5.11.1757 über die combinirte Französische und sogenannte Reichsarmee erfochtenen herrlichen Sieges besungen von S.F. Trescho, Berlin o.J.

„Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte“. Die „natürlichen Neigungen seines Herzens“ aber sprächen eine andere Sprache: „Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor?“ Und Engel zitierte „jenen entschiedenen Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen“ – Friedrichs berühmte Querflöte⁸¹.

* * *

Solche Zuschreibungen sagen selbstverständlich nichts über Friedrichs tatsächlichen Charakter aus. Es ist auch nicht zweifelsfrei zu klären, inwiefern sie auf die Selbstinszenierungen des Königs reagierten oder jene ihrerseits provozierten. Sicher aber reflektierten sie die Wahrnehmungspräferenzen der Autoren und waren darüber hinaus als Mahnung an den Regenten gedacht, sich diese Präferenzen ebenfalls zu eigen zu machen. Gerade bei Engel, der später selber als Prinzenenerzieher wirkte und einen Fürstenspiegel verfasste, war diese didaktische Volte unverkennbar. Mahnungen wie die seinen gab es immer wieder; ob sie, in der Sprache der Liebe formuliert, dem König zu Herzen gingen, ist gleichwohl ungewiss. Friedrich war, wie alle europäischen Monarchen seiner Zeit, weit davon entfernt, sich als Bürgerkönig zu empfehlen, der sich ernsthaft um ein soziales und politisches Nahverhältnis zu seinen Untertanen bemühte. Er war und blieb, aller aufgeklärten Wohlwollens- und Mitgefühlrhetorik zum Trotz, ein absoluter Herrscher, dessen Charakter, ob zärtlich oder hart, den materialen Gehalt seiner Politik nicht tangierte.

Dennoch deutete sich in der Kommunikation zwischen König und Untertanen ein neues Idiom an. Beide sprachen von Liebe, Großmut, Mitgefühl, Vertrauen und Treue. Beide versicherten einander Zuneigung und Wohlwollen. Beide formulierten damit auch Ansprüche an das Verhalten des jeweils anderen. Dabei rückte das Bild des menschlichen und menschenfreundlichen Regenten in den Vordergrund. Als Mensch teilte Friedrich die Gefühle seiner Untertanen; auch er war ein *homme sensible*, mitfühlend, empfindsam und sympathiebegabt. Die emotionale, durch Gefühle vermittelte Vermenschlichung des Monarchen ging zwar noch nicht so weit wie in Mozarts Zauberflöte von 1791, in der der Freimaurer-Hohepriester Sarastro die Bemerkung, Tamino sei ein Prinz, mit der Steigerung quittiert: „Mehr! Er ist ein Mensch!“. Doch eröffnete die geteilte Menschlichkeit Möglichkeiten, die soziale und politische Hierarchie zumindest punktuell zu überwinden.

In diesem Zusammenhang tauchte immer wieder das Bild der Familie auf, in der der König die Vaterrolle bekleidete und die Untertanen sich als seine Kinder empfahlen. Dieses Bild war streng patriarchalisch gefärbt und ganz auf die Figur des omnipotenten Vaters zugeschnitten. Aber selbst ein mächtiger Vater wollte geliebt werden, nicht nur gefürchtet. Und auch die Kinder lernten allmählich, dieses Liebesverlangen

⁸¹ Friedrich II., *König von Preußen, und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Texte und Dokumente*, hg. H. Steinhilber, Stuttgart 1985, S. 155–170, Zitate S. 166 f.

für eigene Interessen zu nutzen. Wenn ihre Liebe nicht passive Bürgerpflicht war, sondern aktives und freiwilliges Geschenk, konnten sie sie ebenfalls dosieren und an väterliche Vorleistungen binden⁸². Zwar war ihre (Ver-)Handlungsmacht im 18. Jahrhundert noch nicht ausgeprägt. Doch lassen manche Aspekte der emotionalen Kommunikation, wie sie zwischen Friedrich II. und seinen Untertanen zirkulierte, bereits erkennen, welche kritischen Potentiale sie barg. Der Übergang von der väterlichen zur vaterländischen Regierung, die Immanuel Kant 1793 annahmte, und damit die Transformation einer vornehmlich passiv gedachten Untertanenliebe zum aktiven, selbstbewussten Patriotismus war hier bereits angelegt: in den selbstreflexiven Formen kollektiver „Freudenbezeugungen“ ebenso wie in den konditionalen Einschränkungen dessen, was Max Weber später „Affekt“ und „Fügsamkeit“ nannte⁸³.

⁸² Zum Vatermotiv als „Erwartungsbegriff“ s. M. Wienfort, *Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft: Deutschland und England von 1640–1848*, Göttingen 1993, S. 108.

⁸³ I. Kant, *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis* (1793), in: *Kants Werke. Akademieausgabe*, Bd. VIII, ND Berlin 1968, S. 273–314, v.a. S. 291.